

Buchholz, Michael B. (2014): Peter Fonagy und die Mentalisierung, in: Götde, Günter / Zirfas, Jörg (Hrsg.). *Lebenskunst im 20. Jahrhundert. Stimmen von Philosophen, Künstlern und Therapeuten*, Paderborn, Wilhelm Fink Verlag, S. 353–372.

Michael B. Buchholz

PETER FONAGY UND DIE MENTALISIERUNG

Biographisches

Beginnen wir bei den Vätern und deren Einflüssen; hier also bei dem erkennbaren Einfluss auf Peter Fonagy, den heute in London lebenden psychoanalytischen Forscher. Ivan Fonagy, der 2005 verstorbene Vater von Peter, war einer der großen Linguisten des 20. Jahrhunderts. Ihn beschäftigten die Beziehungen zwischen präverbaler Kommunikation und der linguistischen Evolution. Er arbeitete über Sprachen in Sprachen, beschrieb die „doppelte Codierung“ des Sprachlichen im Affektiven wie im Intellektuellen, bereitete den „usage-based approach“ in der Linguistik vor. Gemeint ist damit eine Abkehr von den idealisierten Sprech-Situationen, wie es die von Chomsky geprägte Linguistik untersuchte. Man wandte sich vielmehr dem tatsächlichen Sprachgebrauch zu und musste dann, was für die therapeutische Kommunikation von größter Wichtigkeit ist, sich auch Fragen der Intonation zuwenden (I. Fonagy & Bérard 2006). Statt Idealisierungen von Sprechersituationen zu untersuchen, war damit auch der zwanglose Zwang verbunden, empirisch zu arbeiten.

Dies alles – Sprechen und Affekt, präverbale Entwicklung und Spracherwerb, theoretische und praktische Entwicklung einer Disziplin auf der Basis empirischer Forschung – bereitete, so darf man wohl vermuten, den Boden für die rasante intellektuelle Entwicklung seines Sohnes Peter mit vor, der heute eine der führenden Persönlichkeiten in der Psychoanalyse ist, sowohl als Kliniker wie auch als Wissenschaftler und Forscher. Vater und Sohn haben gemeinsam publiziert, u.a. über „pretend action“ – eine Form der „als-ob“-Rede – (Fonagy & Fonagy 1995) und darin klingt schon das Thema des „pretend mode“ in der später von Peter Fonagy konzipierten Mentalisierungstheorie an. Was der Vater in der Welt des Sprachlichen vermochte, gelang ohne Zweifel dem Sohn in der Welt des Mentalen, Kognitiven und Psychischen – neue umwälzende Paradigmen zu etablieren und sie beide in überschneidenden thematischen Zugriffen praktisch, theoretisch und empirisch miteinander in Verbindung zu bringen. Auf seiner homepage (<http://www.ucl.ac.uk/psychoanalysis/unit-staff/staff.htm>) findet man Peter Fonagy ganz konsequent dann auch in der „division of psychology and language sciences“.

Der 1952 geborene Peter Fonagy wächst in einer Welt der akademischen Bildung mit ausgeprägten Orientierungen an Sprache und intellektuellen Prozessen auf, er lässt sich nach dem Studium der Psychologie zum Psychoanalytiker ausbilden und ist bereits 1992, als ich ihm das erste Mal in London ganz

nebenbei begegnen konnte (Buchholz 1992), eine der angesehensten und geradezu umschwärmtesten Personen der dortigen Szene. Die Zahl seiner Publikationen ist kaum noch zu übersehen. Als Professor am Londoner University College hat er seit 1991 den Freud Memorial Chair und ist Nachfolger der in der englischen Psychoanalyse sehr einflussreichen Figuren Joseph und Anne-Marie Sandler am Anna Freud Center. Umgeben von hochrangigen Forscherpersönlichkeiten und psychoanalytischen Klinikern wie Mary Target, David Tuckett, Anthony Bateman – um nur die wohl am meisten im deutschen Sprachraum bekannt gewordenen zu nennen – hat er das intellektuelle Potential der Psychoanalyse auf eine staunenswerte Höhe gebracht. Dabei betont er jedoch immer wieder, dass sein Konzept der Mentalisierung im Grunde der Psychoanalyse nichts Neues angefügt habe, sondern eher expliziere und artikuliere, was in der Psychoanalyse als Potential wenigstens angelegt gewesen sei (vgl. aber auch Holmes 2006). Das ist interessant genug, um dem sogleich etwas und später mehr nachzugehen.

Verschiebung von Leitdifferenzen

Mentalisierung ist ein Konzept, mit dem die Psychoanalyse den cartesianischen Dualismus von Leib und Seele endgültig überwindet. Freud war hier durchaus Kognitivist avant la lettre. Man denke etwa daran, wie genau er beschrieb, wie seine Patientin Dora mit ihrer Handtasche spielte und wie er diese Beobachtung als eine Mitteilung auffasste; oder auch daran, wie er und Ferenczi sich austauschten über die kommunikative Funktion eines Flatus auf der Couch – in dieser nüchternen Beobachtung folgt Fonagy der Grundidee, dass der Geist schon im Körper wohne, also „embodied“ sei (wie in der neueren cognitive science formuliert wird; vgl. Buchholz 2013), aber durch andere „minds“ (Givón 2005) gleichsam aktualisiert werden müsse.

Descartes noch meinte optimistisch, es gäbe nichts im menschlichen Bewusstsein, von dem man keine Kenntnis haben könnte. Freud hatte solcher Selbstanmaßung mit seiner Erkundung des Unbewussten einen erheblichen Dämpfer verpasst. Wenn Descartes mit seinem triumphalen Credo „Ich denke, also bin ich!“ das aufklärerische Selbstbewusstsein artikuliert, dann könnte Fonagy mit anderen Säuglingsforschern die neue Formel anfügen, dass der Säugling, wenn er denn schon sprechen könne, wahrscheinlich sagen müsse: „Ich glaube, dass meine Mutter glaubt, dass ich bin, also bin ich!“ In dieser unausweichlichen Anfangssituation eines Jeden, in dieser „seltsamen Schleife“, in diesem unverzichtbaren (Um-)Weg über den Anderen und die Andere, liegt das Potential der Ausbildung interpersoneller Muster, die ein präreflexives Selbst konstituieren. Es muss dann, wenn es soweit ist, feststellen, dass es

sich in eben entscheidenden Aufbaudimensionen der introspektiven Reflexion entzieht. Introspektion kann nicht mehr, wie noch so stolz bei Descartes, Identitätsbegründung verbürgen. Das Selbst, wenn es sich zu reflektieren beginnen kann, kann nur noch feststellen, dass es seine eigene Gründung hat versäumen müssen – jedenfalls, soweit diese durch Introspektion allein hätte erfolgen sollen. In diesen herausfordernden Einsichten liegt die noch weitgehend unterschätzte erkenntnistheoretische Bedeutung der Säuglingsforschung (Cavell 1997).

Die Bedeutung von Fonagys Mentalisierungskonzeption für die *Lebenskunstlehre* liegt in der hieraus folgenden Verschiebung der zentralen Leitdifferenzen psychologischen Denkens. Obwohl Freud in seiner Kulturtheorie natürlich auf Umweltbezüge abstellte, erschien ihm Kultur als Antipode der Natur und somit v.a. in Gestalt restriktiver, eingrenzender, verhindernder Kräfte. Er machte von einem normativen Kulturbegriff Gebrauch, der das „Primitive“ dem „Kultivierten“ kontrastierte und das Kultivierte als das „Höhere“, zugleich auch als das Einschränkende auffasste. Damit machte Freud von einer „Oben/Unten“-Differenzierung Gebrauch, die sein gesamtes Denken bestimmte. Das Höhere wird dabei ebenso ambivalent gewertet – als Kultivierung, erreichbar durch Sublimierung und als Restriktion, erreichbar nur durch Triebverzicht – wie das „Niedere“. Unten – dort war, was die abendländische Tradition als das Triebhafte, die Fleischeslust, das Animalische bezeichnete; oben – das waren die „höheren“ Kräfte und Vermögen des Menschlichen, also Verstand, Moralität, Ethik. Noch gegen Ende seines Lebens spricht er davon, er getraue sich, wenn ihm noch ein Arbeitsleben zur Verfügung stünde, auch die höheren Stockwerke des Seelischen dementsprechend metapsychologisch von den Triebkräften her auszubauen (Buchholz & Gödde 2013).

Diese Leitdifferenz baut auf die Differenz von Innen/Außen auf. So selbstverständlich erscheint die Annahme, dass das Seelische in einem Binnenraum lokalisiert werden könne, der sich vom Außenraum des Realitätsprinzips prägnant unterscheidet und abgrenzt. Die Tendenz, innerhalb der Welt der räumlichen Metaphern zu verbleiben und das Unbewusste zunächst „innen“ und dann „unten“ zu verorten, scheint kaum überwindbar. Wenig ist noch gewürdigt worden, dass die Überwindung der traditionellen Leitdifferenzen bei Bewahrung vieler anderer „essentials“ der Psychoanalyse die Leistung der Mentalisierungstheorie ist.

Der Forschungsgruppe um Fonagy gelang die umwälzende Umstellung auf die neue Leitdifferenz von *sichtbar/unsichtbar*. Natürlich war auch das Innere in der Tradition als „unsichtbar“ gedacht – aber die räumliche Differenz setzt eine Unterscheidungslinie im Sinne einer Grenze als naturalistisch an, die kulturell und persönlich-individuell jedoch als höchst verschieblich, ja geradezu als beweglich vorgestellt werden muss. Das, womit man es in der Psychologie zu tun hat, lässt sich, wie Philosophen (Cassirer 1994) immer wieder betonten, nicht räumlich orten. Damit macht die Mentalisierungstheorie Ernst: Gedanken, innere Bilder, Stimmungen, Affekte – sie alle haben keinen definierbaren

Ort. Sie haben nicht einmal einen Anfang, sondern bekommen den erst, wenn sie in das Feld der Kommunikation eintreten.

Fonagy und seine Arbeitsgruppe entdecken immer mehr genau diesen Umstand. Mentalisierung heißt: Denken des Denkens – also die Möglichkeit, auch außerhalb der Welt „gesehene“ Umstände als abhängig von der eigenen Denkkonstruktion zu erkennen. Sie zeigen dabei, wie kleine Kinder anfänglich auf sichtbares Verhalten reagieren – und es keineswegs schon verstehen. Dass der Zeigefinger der Mutter auf „etwas“ hinweist, können Kleinkinder unter 9 Monaten noch nicht verstehen, sie starren deshalb auf den Finger oder auf das Gesicht der Mutter. Erst, wenn sie die Zeigefunktion und die deiktische Geste verstanden haben, also dass das sichtbare Verhalten des Zeigens einer unsichtbaren Absicht entspricht, können sie den Sinn der Zeigegeste verstehen. Sie operieren von da an mit dem Unterschied von sichtbar/unsichtbar.

Die Umstellung der Psychologie auf die Leitdifferenz von sichtbar/unsichtbar verändert das Menschenbild der Psychoanalyse und der Psychologie auch noch um manche anderen Aspekte. Sichtbar – das heißt immer: für wen? Der Andere ist hier immer von Anfang an mitgedacht. Das Seelische spielt sich in einer Matrix der interpersonellen Strukturen ab, das Innere muss nicht länger vom Sozialen abgetrennt werden. Nimmt man nur an, wie es längst Jahrzehnte lange Tradition in der Säuglingsforschung geworden ist, dass das, was sich zwischen Betreuungspersonen und einem Neugeborenen abspielt, eine mikroanalytisch beobachtbare soziale Welt darstellt, dann verliert die Abgrenzung zwischen einem „inneren“ Seelischen und einem „äußeren“ Sozialen jeglichen Sinn.

Mentalisierungstheorie

Immanuel Kant empfahl in seiner *Anthropologie in pragmatischer Absicht* (1798), die eigene Vernunft zu perspektivieren, sie also vom Standpunkt der fremden Vernunft aus wahrzunehmen. Nietzsche nannte das das Rätsel der „großen Loslösung“ (1878, S. 310); sich also lösen zu können von der Einseitigkeit jedes einzelnen eingenommenen Standpunktes. Die Vernunft habe, so Kant für viele überraschend, keine eigene Wahrheit; sie gehe unvermeidlich von Standpunkten aus, die ihre Horizonte notwendigerweise begrenzen. Man könne die Vernunft anderen nicht „eingießen“, sondern sie nur „aus sich selbst herausbringen“; wolle man zu Weisheit gelangen (Kant 1798, AA VII, 200; vgl. Kant 1790, § 40). Kein Wunder, wenn ein großer Teil von Fonagys Arbeiten sich der Frage der Gewalt zugewandt hat, die er geradezu als Folge einer gescheiterten oder einer fehlenden Mentalisierung ansieht (Twemlow & Fonagy 2006).

Die eigene Vernunft zu perspektivieren, nennen wir heute *Mentalisierung*. Mentalisierung lässt sich als Fähigkeit definieren,

„das Verhalten anderer Menschen vorauszusehen und zu erklären und zwar in Begriffen ihrer mentalen Befindlichkeiten, also dessen, was sie annehmen, wünschen, hoffen, beabsichtigen, vortäuschen oder vorgeben. [...] Die Fähigkeit der Mentalisierung ist weitgehend unbewusst oder implizit. Sie ist eine kognitive Leistung, die dem eigenen Verhalten und dem anderer automatisch einen Sinn gibt“ (Köhler 2004, S. 158).

Bemerkenswert ist hier die Verschiebung der Leitunterscheidungen: Mentalisierung ist bezogen auf andere, sie unterstellt beständig Absicht. Mentalisierung operiert *unbewusst* oder implizit – aber sie ist eine *kognitive* Leistung der Sinnggebung. Das Unbewusste erhält hier kognitive Qualitäten zugesprochen. In einem neueren Buch (Allen, Fonagy & Bateman 2011) wird die Frage aufgeworfen: „Was ist der Unterschied zwischen Mentalisieren und Denken?“ und dann so beantwortet:

„Denken ist Denken. Mentalisieren ist Nachdenken über das Denken, unser eigenes und das anderer Leute. Oft ist es eindeutig das Beste, sich Gedanken zu machen. Ob Borat der witzigste Film ist, der je gedreht wurde, oder nichts als schockierender, sexistischer und rassistischer Schund. Ob wir, statt uns selbst zu verletzen, eine nicht-selbstbestrafende Alternative finden können“ (ebd., Position 5129).

So wird in diesem Buch die Stimme eines Patienten wiedergegeben, der beschreibt, wie er langsam verstanden habe, was Mentalisieren bedeute: Die Entdeckung, dass andere Menschen ein unsichtbares seelisches Leben („mental life“) haben, das ihre (sichtbaren) Verhaltensweisen steuert, ihrem Verhalten Sinn gibt, und dass eben diese „Mentalität“ auch Eigenschaft der eigenen Person ist. Mentalisierung entsteht, sie entwickelt sich. Man kann deshalb von einer „*Entwicklungslinie der Mentalisierung*“ sprechen, die pränatal beginnt, dann aber mächtig unter den Einfluss der Umwelt gerät. „Damit sich die Fähigkeit der Mentalisierung entwickeln kann, muss das Kind sie zunächst bei seiner Mutter an sich selbst erfahren haben“ (Köhler 2004, S. 161).

Diese Abfolge ist entscheidend. Die Befunde der Säuglingsforschung und die der Beobachter von Primaten (Tomasello 2002; Fischer 2012) stimmen hier genau überein. Das Neugeborene muss die sinngebende Mentalisierung an sich selbst erfahren haben; menschliche Säuglinge können dann mit 9 Lebensmonaten die „Revolution“ (Tomasello 2002) vollziehen, zu erkennen, dass das mütterliche Verhalten (sichtbar) von Absichten (unsichtbar) und später von umfassenderen geistigen Programmen gesteuert ist, die weit über eine situative Verhaltenssteuerung hinaus gehen. Hier wird die Unterscheidung zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren lebenspraktisch erworben.

Mit dem erfahrenen Kliniker Anthony Bateman nutzt Peter Fonagy das Konzept der Mentalisierung, um zu verstehen, wie Menschen davon abgebracht werden zu mentalisieren (Bateman & Fonagy 2004). Eine Quelle sol-

cher Störung ist die mangelnde Bindung, eine andere sind traumatische Einflüsse in frühen Lebensjahren, die Kinder zu früh nötigen, ihre Fähigkeit, die Absichten anderer angemessen zu verstehen, zu früh – nämlich bevor sie selbst angemessen verstanden wurden – zu entwickeln oder aber diese Fähigkeit vor anderen unsichtbar zu halten. Wo Mentalisierung misslingt, wo Fehldeutungen an der Tagesordnung sind, muss mit Missverständnissen und Eskalationen bis hin zu Gewalt gerechnet werden – und umgekehrt: wo früh Gewalt im Spiel ist und Absichten richtig zu verstehen für ein Kind gefährlich ist, kann Mentalisierung nicht entfaltet oder jedenfalls empfindlich gestört werden. Auch die eigenen Absichten werden dann gleichsam falsch gelesen:

„Wir meinen, dass Borderline-Persönlichkeiten eine besondere Schwierigkeit haben, ihren eigenen mentalen Zustand zu verstehen. Sie möchten unbedingt eine zusammenhängende Erklärung ihres seelischen Schmerzes finden, aber es fehlen ihnen manche Voraussetzungen, Hilfen von anderen dabei kritisch zu evaluieren. Ein Therapeut, der allzu zuversichtlich ist über die ätiologische Bedeutung einer vage oder auch gar nicht erinnerten Misshandlung setzt seinen Patienten verschiedenen Risiken aus: (1) indem er anderen denkbaren ätiologisch möglichen und bedeutsameren psychosozialen Ereignissen zu wenig Aufmerksamkeit schenkt; (2) indem er dem Patienten einredet, dass die Misshandlungserfahrung schlimmer war, als sie es tatsächlich war, verzerrt er den Realitätssinn des Patienten und untergräbt die Beziehung des Patienten mit den betroffenen Personen; (3) da eine solche Behauptung ziemlich substantiell ist, schafft sie eine Abhängigkeit von der Person des Therapeuten, von dessen „überlegenem Wissen“ das Leiden des Patienten gemindert werden soll, selbst auf Kosten einer neuen Fehlbehandlung; (4) weil der Kliniker damit die Themen bestimmt, wird der Patient zu einer eher passiv-rezeptiven Einstellung genötigt hinsichtlich seiner eigenen Erfahrung und ein Gefühl für Selbstwirksamkeit wird nur schwer ausheilen können“ (Bateman & Fonagy 2004, S. 27).

Der Aufbau eines solchen Sinns für die Selbstwirksamkeit ist Ziel des „mentalization based treatment“ (MBT) – aber was ist damit gemeint? Prägnant heißt es in einer kaum übersetzbaren englischen Wendung: „For normal development the child needs to experience a mind that has his mind in mind“ (ebd., S. 68). Im Deutschen könnte man doppeldeutig sagen: Ein Kind muss „bedacht“ werden, wenn es keinen „Dachschaden“ davon tragen soll. Es muss jemanden geben, dem seine Entwicklung und sein Wohlergehen, seine Person und seine Erfahrung am Herzen liegt – ob man „mind“ mit Herz oder Kopf wiedergibt, ist hier ziemlich gleichgültig. Man kann erfolgreich Eltern lehren, die sichtbaren Verhaltensweisen ihrer sehr kleinen Kinder als Zeichen für unsichtbare Absichten zu verstehen und so die Eltern-Kind-Beziehung wesentlich verbessern (Sadler, Slade & Mayes 2006). Dabei handelt es sich um ungewöhnlich ertragreiche Präventionsprogramme – und das ist ein wesentlicher Aspekt einer *Lebenskunstlehre*! Die langjährige Beobachtung und Nachuntersuchung so geförderter Kinder (durch Wahrnehmungstraining ihrer Eltern) zeigt, dass sie v.a. weniger gewaltgefährdet sind, in passiver wie aktiver Hinsicht!

Auch andere halten das Mentalisierungskonzept für eine „Fortführung psychoanalytischer Debatten über Symbolisierung“ (Dornes 2004, S. 175). Der eine Geburtshelfer bei diesem Konzept ist die „theory of mind“-Forschung, die die Frage sondiert, ab wann kleine Kinder entdecken, dass sie selbst Wesen mit mentalen Zuständen sind, die Einfluss auf die mentalen Zustände anderer nehmen können. Der andere Geburtshelfer ist die Bindungsforschung, über die schon so viel gesagt wurde, dass ich sie in diesem Beitrag außen vor lasse.

Mentalisierung meint: Kinder sehen Verhalten, aber verstehen Absichten, Pläne, Vorhaben; sie beobachten Muskelbewegungen, aber sie erschließen Sinn. Mentale Zustände werden erschlossen, zunächst am Anderen, mehr und mehr dann auch bei sich selbst. Das beginnt etwa im Alter von anderthalb Jahren.

„Unter Mentalisierung wird indes nicht nur die Fähigkeit verstanden, hinter Verhalten seelische Zustände zu vermuten, sondern auch die weiter gehende Fähigkeit, die vermuteten mentalen Zustände selbst wieder zum Gegenstand des (Nach-)Denkens zu machen. Diese Fähigkeit zum Denken über das Denken wird Metakognition genannt und entsteht mit etwa 4 Jahren. Dann verfügt das Kind nicht nur über ein mentales, sondern auch über ein repräsentationales Weltbild, in dem es den subjektiven Charakter seiner geistigen Hervorbringungen durchschaut“ (Dornes 2004, S. 176).

Hierbei handelt es sich keineswegs nur um Reifungsprozesse, Mentalisierung ist vielmehr abhängig von der Affektregulierung durch Eltern oder andere Erwachsene, also von der interaktiven Qualität der familiären Beziehungen. Damit bricht sich die Einsicht Bahn, dass ein Mensch Zuständigkeit für die Affektregulierung eines Anderen hat und/oder davon abhängig ist; das gilt nicht nur für intim Verwandte, sondern ebenso für Fremde, die etwa in einem Eisenbahnabteil zugleich Platz haben oder sich anderweitig in einem „face-to-face“-Kontakt begegnen. Hier stellen sich sofort gegenseitige *Affektregulierungen* ein, woran man erneut Bezüge zur Lebenskunstlehre erkennt, die hier individualistische Begrenzungen hinter sich lässt und sich zu einer Lebenskunstkultur erweitern könnte. An einer solchen sind naturgemäß andere mitbeteiligt, es gibt ethische Aspekte der Verantwortlichkeit füreinander, die bis in die affektive Erlebnisverarbeitung reichen. Solche Erlebnisse kennt man aus der Selbstbeobachtung, sie sind aber auch mittlerweile gut empirisch beschrieben (Chappell & Sander 1979; Thau 2004; Pickering & Garrod 2006; Garrod & Pickering 2009; Kupetz 2013; Pfänder & Gülich 2013).

Affektregulierung ist über weite Strecken unbewusste Kooperation; nicht nur während der kindlichen Entwicklung, sondern auch in die Zeit der hoch entwickelten symbolisch-semantischen Konversation (Drew & Walker 2009; Buchholz & Gödde 2013; Plantin 2004). Das ist das Ende jenes Individualismus, dessen theoretische Lebensdauer durch die Abgrenzung des Innenlebens von der Außenwelt und durch die Moralisierung der oberen von den unteren psychischen Qualitäten verlängert worden war (vgl. Buchholz & Gödde 2013).

Wir können in der Zukunft eine Lebenskunstlehre versuchen, die nicht auf trennender Individuation, sondern auf emotional verbundener Kooperation und Resonanz aufgebaut ist.

Spiegelung, Markierung und Äquivalenzmodus, Entkoppelung und Verankerung, Als-ob-Modus

Erwachsene können die Affekte eines Säuglings auf mehrere Arten spiegeln: Der Affekt kann *markiert* werden: Wenn ein Kind sich freut, spielen die Eltern mit seinem Lächeln; sie machen deutlich, dass sie *sein* Lächeln zurückgeben. Das Kind merkt auf diese Weise: das, was es auf dem Gesicht der Eltern sieht, ist nicht der elterliche Affekt, sondern seiner. Das ist besonders wichtig, wenn das Kind wütend ist: Säge das Kind hier echte elterliche Wut als Antwort, würde es vermutlich erschrecken; die Eltern *markieren* ihren Wutausdruck, so, dass das Kind sehen kann: Aha, ich bin wütend und die Eltern merken es.

Dabei muss der Säugling das, was er sieht, *referentiell entkoppeln* bzw. *referentiell verankern*. Damit ist gemeint, dass er das Wahrgenommene (den elterlichen Gesichtsausdruck) in Bezug setzen muss zu der Person. Er muss also Ausdruck und „Besitz“ diesem Ausdruck richtig zuweisen. Zwar sieht er einen mimischen Ausdruck auf dem Gesicht der Eltern, aber er muss diesen Ausdruck *entkoppeln* vom mütterlichen Gesicht und ihn bei sich *verankern*. Das, erläutert Dornes in einem instruktiven Vergleich, ist nicht anders, als wenn ein verhaltenstherapeutischer Patient auf einem Monitor Biofeedback-Signale sieht. Er muss wissen, dass das nicht Zustände des Monitors sind, sondern Zeichen seiner *eigenen* Zuständlichkeiten.

Von der *Markierung* der Affekte geht dann eine Linie zur Entwicklung der Fähigkeit, mit der Realität zu *spielen*, die sich ebenfalls in der Zeit zwischen anderthalb und vier Jahren entwickelt. Von der Fähigkeit zu spielen führt eine direkte Linie zum kreativen Umgang mit figurativen Sprechweisen, die ein Teil kultivierten Ausdrucks und Selbstausdrucks sind. Die Mentalisierungstheorie bringt hier Thematisierungen in die Lebenskunstlehre ein, die von Impulsen stammen, die Winnicott (1971) nachdrücklich formuliert hatte. Sie lassen sich mit der Metapherntheorie der kognitiven Linguistik – hier sind wir wieder bei der Sprache – auch empirisch gehaltvoll untersuchen (vgl. Buchholz 1996/2003).

Dabei können zwei Modalitäten, wie die eigenen Gedanken und Gefühle erfahren werden, unterschieden werden: Im sog. *Als-ob-Modus* wird die äußere Realität gewissermaßen außer Kraft gesetzt. Das Kind spielt mit einer Garnrolle und weiß, dass es eine Garnrolle ist. Es stellt sich ganz realistisch ein,

entkoppelt sich dann davon aber und spielt andere Themen seiner Erfahrung durch. Etwa die Trennung von seiner Mutter – indem es die Rolle über das Bettchen hinauswirft; dann ist die Mutter „fort“. Wenn es am Faden die Rolle wieder zu sich zieht, ist die Mutter „da“ (man denke an das von Freud beschriebene Garnrollen-Spiel).

Ein Stock ist ein Stock und doch auch ein Gewehr. (und ich füge in Parenthese hier ein: Wer als Kind mit einem Stock spielt, dass er ein Gewehr sei, kreiert handelnd und kognitiv eine Metapher, selbst wenn er das noch nicht sprachlich *formulieren* könnte). Wichtig werden die Kommentare der Erwachsenen zu diesem Modus; sie haben die gleiche Funktion wie die Affektspiegelung. Werden ihre Kommentare ebenfalls spielerisch gegeben, kann der Affekt des Kindes reguliert werden. Dazu ein anschauliches Beispiel von Dornes:

„Spielt das Kind z.B. ‚Vater-Erschießen‘, und der Vater reagiert darauf mit realem Ärger und schimpft mit dem Kind, so wird aus dem Spiel Ernst, und der Kommentar des Vaters hat nicht zur Regulierung des aggressiven Impulses beigetragen, sondern zu Eskalation, Angst oder Verwirrung. Reagiert er darauf aber ‚markiert‘ bzw. im Als-Ob-Modus, indem er auf eine dramatisierte, künstliche Weise stirbt, so hat er dem Kind damit signalisiert, dass man mit den eigenen Impulsen und Wünschen spielen kann, ohne dass sie eine Auswirkung auf die Realität haben. Sie sind eben Wünsche und keine wirklichen Handlungen, Gedanken und keine Taten, Repräsentationen von Realität und nicht die Realität selbst“ (Dornes 2004, S. 182).

Davon wird der *Äquivalenzmodus* unterschieden. Hier werden Gedanken so aufgefasst, als hätten sie ähnliche Effekte wie Ereignisse. Das Kind denkt an ein Gespenst und fürchtet sich, als wäre es wirklich im Schrank; der bloße Gedanke an einen möglichen Verkehrsunfall lässt die Phobikerin nicht nach draußen gehen. Phantasiegehalt und Weltvorkommnisse werden gleichgesetzt. Bei Kindern können Eltern nun verdeutlichen, dass sie einen solchen Modus nicht teilen und dem Kind zeigen, dass im Schrank kein Gespenst ist; sie nehmen die Furcht des Kindes auf, reagieren aber selbst nicht geängstigt. Solche *Interaktionen* mit dem Kind sind es, was die Innen-Außen-Unterscheidung *produziert*, diese Unterscheidung ist nicht *gegeben*, sie ist nicht der Anfang, sie wird in Interaktionen *geschaffen*. Deshalb kann ihre *Herstellung* untersucht, ihre Geschichte erinnert, die Grenze selbst als veränderlich erwiesen werden.

Eltern nehmen die kindliche Perspektive mit ein und an und distanzieren sich zugleich – das genau ist das, worum „es in der analytischen Arbeit mit Borderline-Patienten“ geht. Sie glauben, der andere greife sie kritisch oder herabsetzend an und reagieren ihrerseits mit kalter Verachtung; ihre innere Welt erscheint im Erleben des Anderen. Die therapeutische Arbeit hat überhaupt nur eine Chance, wenn die Innen-Außen-Unterscheidung als „Selbst-Anderer“-Unterscheidung sozial neu bestimmt wird (Fonagy 2006).

Von den *falschen* Überzeugungen zum reflexiven Modus

Als-Ob-Modus und Äquivalenzmodus spielen eine beachtliche Rolle bei der Mentalisierung. Man kann sich dies am Beispiel der *falschen Überzeugungen* verdeutlichen. Dreijährige bringt man in ein Zimmer und zeigt ihnen eine Schachtel, auf der Smarties aufgedruckt sind. Es sind aber Bleistifte drin. Wenn man sie nun fragt, was ein von draußen hereinkommender Freund wohl meinen wird, was in der Schachtel sei, antworten sie: Bleistifte. Sie können die Perspektive des Anderen noch nicht zureichend imaginieren und sich deshalb noch nicht vorstellen, dass er eine falsche Überzeugung haben wird. Und wenn man sie ein bisschen später fragt, was sie selbst vorhin meinten, was in der Schachtel sei, antworten auch sie: „Bleistifte“. Aber ab dem 4. Lebensjahr ändert sich das und sie beginnen, das Problem der falschen Überzeugungen zu verstehen. Nämlich, dass es Meinungen über die Welt geben kann, die man für vollkommen richtig *hält*, die aber dennoch irrtümlich *sind*. Dass Meinungen also Konstruktionen, nicht Abbildungen der Welt sind. Fonagys Ansatz macht möglich, Störungen bei diesem Konstruktionsprozess im Rahmen von Interaktionen, nicht von Reifungsprozessen zu verstehen. Eine Mutter droht ihrem Zweijährigen mit der brennenden Zigarette in ihrer Hand, der Junge entwickelt Angst vor feuerspeienden Drachen in einem Bilderbuch – er fasst sie auf diesem mild traumatisierenden Hintergrund als real auf und dabei ist die Abwehr der Verschiebung beteiligt. Können Eltern hingegen zwischen Als-ob und sozialer Realität flexibel und angemessen changieren, gelingt der Aufbau der Symbolisierungssysteme des Kindes weitgehend unproblematisch. Als-Ob- und Äquivalenzmodus werden integriert zu einem *reflektierenden Modus*.

„In ihm verfügt das Kind über eine repräsentationale Theorie des Geistes, in der es seine Gedanken und Gefühle als Einstellungen zur Realität durchschaut, die von dieser zwar beeinflusst werden, aber keine äquivalenten Abbilder derselben sind. Sie könnten auch anders sein, und andere haben andere Einstellungen zur Realität als es selbst – sowohl andere Gefühle als auch andere Gedanken“ (Dornes 2004, S. 184).

Erkenntnistheoretisch entspricht dies dem Unterschied zwischen einem naiven Empiristen und einem sozialen Konstruktivisten. Der eine meint, seine Gedanken seien mehr oder weniger genaue „Abbilder“ oder gar identische „Widerspiegelungen“ einer „außen“ bestehenden Welt, der andere weiß, sie sind Konstruktionen, eigene Hervorbringungen in Abhängigkeit von gewissen Erfahrungen. Die Empirie der Mentalisierungstheorie sagt uns, wie diese philosophische Differenz eine interaktive Vorgeschichte in den familiären bzw. frühen Beziehungserfahrungen hat. Die erkenntnistheoretische Differenz wird damit selbst beobachtet von einem Standpunkt der Interaktionserfahrung und ihrer Verarbeitung aus. Die Genese solcher Differenzen zu beobachten, soll uns später noch beschäftigen.

Sie sagt uns aber noch mehr, nämlich über die Rolle der Affektregulation von solchen Beziehungen, von Spiel und symbolischem Denken. Säuglinge können noch nicht viel zur eigenen Affektregulierung beitragen, außer vielleicht den Blick abwenden oder sich mit dem Daumen trösten. Sie sind leicht von Affekten ansteckbar. Aber der *markierte* Umgang mit dem kindlichen Affekt ist humanspezifisch; er hilft dem Kind, Kontrolle über den Affekt zu gewinnen. Beim Spiel kommt noch die Möglichkeit der Modifizierung des Geschehens hinzu. Aus diesen drei Komponenten – Als-Ob-Modus, Situationskontrolle durch Markierung und Modifizierung im Spiel – baut sich die weitere symbolische Tätigkeit auf, die als Tagtraum und Ausbildung von Phantasie ihre affektregulierende Funktion übernimmt. Situationen können simuliert, es kann antizipatorisch auf Probe gehandelt, Geschehenes erinnert werden. Und der für die Lebenskunstlehre höchst relevante Aspekt ist, dass Symbolisierungen eine Vorgeschichte in solchen Prozessen haben, die interaktiv = sozial sind, real aber noch nicht symbolisch, höchst wirksam und doch nur höchst mühsam reflektierbar.

Spiel, Affekt und Selbst

Affektspiegelung, Spiel und Phantasieren regulieren aber nicht nur den Affekt, sondern zeigen dem Kind auch ein bestimmtes Bild von sich selbst. Es sieht auf dem Gesicht der Mutter, die einen Affekt des Kindes *markiert* darstellt, eine sichtbare Darstellung seiner eigenen unsichtbaren Zustände und es wird sich derer allmählich bewusst; sie bilden den Kern der entstehenden Selbstrepräsentanz. Das gilt aber nicht nur für Affekte, sondern auch für Handlungen. Das Kind agiert als Körper im Raum, es ist ein „physical agent“, der sich allmählich auch als sozial Beteiligter („social agent“) versteht, der – ab etwa dem 9. Lebensmonat – zielgerichtet auf die Dinge und Menschen zugeht („teleological agent“). Mit etwa anderthalb Jahren wächst dies zum „self as mental agent“ heran, der von mentalen Zuständen jenseits des Verhaltens weiß und sich allmählich zu einem „self as representational agent“ entwickelt. Jetzt wird verständlich, was mit einem „sense of agentive self“ gemeint ist: In solchen Interaktionen entwickelt sich ein Sinn für die eigenen wie die fremden Absichten, für das „Gemeinte“ jenseits des Gezeigten, für die Koordinationsbedürftigkeit und für feine Abstimmungsnotwendigkeiten, für die Notwendigkeit, sich als Teil eines komplexen Beziehungsgefüges zu sehen.

Borderline-Patienten können auf diesem Weg in vielerlei Hinsicht blockiert oder verstört worden sein. Man sieht einen Bekannten entgegenkommen, der meinen Gruß nicht erwidert oder dessen Blick abschweift und der mich erst dann mit einem flüchtigen Nicken grüßt. Ich kann nun annehmen, dass er das

tut, weil er mir nicht begegnen möchte. Ein solcher Schluss operiert mit Überzeugungen höherer Ordnung: Ich glaube, dass er glaubt... Ich kann aber auch glauben, dass er das tut, weil er seinerseits in Gedanken befangen war, sein Blick nicht auf die Welt gerichtet war und ich ihn möglicherweise sogar bei seinen Gedanken gestört habe. Damit mache ich von einer teleologischen Schlussfolgerung Gebrauch und muss mich nicht beunruhigen.

Auf diesen Modus reagieren Borderline-Patienten verstärkt, denn das Verhalten wird dann als nicht mehr bedeutungsvoll in Bezug auf sie selbst aufgefasst, sondern nur noch als funktionell. Typisch für den Borderline-Patienten wäre dann die unkorrekte Mentalisierung, wenn ich etwa am nächsten Tag der Überzeugung bin, dass alle mich meiden. Wenn ich dann noch einer weiteren Person begegne, die in sich gekehrt mich nur kurz grüßt, werde ich entweder meine Hypothese, dass alle mich meiden, aufgrund meiner Unerträglichkeit, bestätigt sehen und mich depressiv zurückziehen oder paranoid Vorwürfe machen und etwas zu „klären“ suchen, wo es nichts zu klären gibt.

Diese Beispiele können nur illustrativen Charakter haben. Sie beanspruchen selbstverständlich nicht eine Art von diagnostischer Zuordnung oder gar eine verwerfliche Charakterisierung; sie sollen den Modus der Mentalisierung anschaulich machen, mehr nicht.

Es scheint, dass diese Theorie einen notwendigen, *interaktiven* Unterbau zum psychoanalytischen Symbolisierungskonzept liefert. Symbolisierung ist in Interaktionsgeschichten verankert.

Bei vielen Patienten finden sich häufiger Geschichten von Missbrauchserfahrungen – nicht unbedingt nur der groben, sexuellen Art, sondern auch von der Art wie in der Geschichte von der brennenden Zigarette in Mutters Hand. Geschichten von gewollter Ignoranz des Kindes, Abweisung oder latenter Gewaltdrohung. Kinder mit solchen Erfahrungen sind davon nicht „programmiert“, sie haben ihrerseits verschiedene Arten zu reagieren, was nicht unerheblich zu den Schwierigkeiten in der Behandlung beiträgt. Ein bedrohtes Kind kann etwa aufhören, sich mit mentalen Zuständen seiner Eltern zu beschäftigen, weil es nichts Gutes entdecken könnte und hält dadurch wenigstens die Illusion von Bindungssicherheit aufrecht. Es kann aber auch besonders aufmerksam werden und die mentalen Zustände Anderer besonders sorgfältig „scannen“, wie man das von manchen dissozialen Patienten (Buchholz, Lamott & Mörtl 2008) kennt. Manchmal berichten sie solche Erfahrungen, wie sie etwa am Hervortreten des Kinnmuskels zu erkennen lernten, ob der Vater gereizt und angespannt ist und Strafen zu erwarten waren.

„Scanning“ sensibilisiert für Andere, nicht aber für *eigene* mentale Zustände, ein Grund, weshalb mit solchen Menschen so schwer Psychotherapie zu machen ist. Andere können nur schwer zwischen Spiel und Ernst unterscheiden und reagieren auf humorvoll gemeinte „Frotzeleien“ aggressiv oder auf spöttische Infragestellungen schnell mit Scham und Verlegenheit, was dann wiederum aggressiv abgewehrt wird. Wiederum andere nutzen die eigenen mentalen Zustände, um sich die von anderen zu erklären; das ist manchmal

triftig, manchmal aber auch vollständig daneben. In jedem Fall begrenzt es die Möglichkeiten, sich das sichtbare Verhalten Anderer mit Bezug auf deren unsichtbare Absichten und Ziele zu deuten und kann für den Betreffenden nicht von Projektion unterschieden werden. Schließlich auch haben manche Menschen in neutral-distanzierten Beziehungen wenige Mentalisierungsprobleme, aber geraten in heftige Turbulenzen bei intimeren, affektiv mehr involvierenden oder auch nur näheren Beziehungen. Hier gibt es noch erheblichen Klärungsbedarf.

Man erkennt die beträchtliche Reichweite dieser Theorie. Es handelt sich nicht nur um eine alternative klinische Theorie. Mindestens ebenso bedeutsam ist, dass hier ein interaktives Symbolkonzept vorgeschlagen ist und viele Probleme individualistischer Symbolkonzepte der Psychoanalyse sich schlagartig lösen; die neue Theorie verzichtet auf Introspektion als alleinigen Modus der Einsichtsgewinnung; und diese Theorie ist ihrerseits mit empirischen Forschungen von erheblicher Raffinesse und Verfeinerung gestützt, was den Mythos, psychoanalytische Denkformen seien solcher Forschung nicht zugänglich, widerlegt. Kurz, diese Theorie könnte der Psychoanalyse wieder Anschluss an die modernen Entwicklungen auch in anderen Feldern menschlicher Lebenskunstlehren ermöglichen (vergleichbar in anderen Akzenten sieht es Dornes 2004). Die Unterscheidung von Sichtbarkeit (der Interaktion) und Unsichtbarkeit von Absichten erweist sich als den anderen Unterscheidungen (innen/außen, unten/oben) vorgelagert. Und überlegen.

Datierungsversuche

Die Entwicklungslinie kann man mit individuellen Spielräumen etwa so datieren: Im ersten und zweiten Lebensmonat kommt es zur Ausbildung von Zustandsregulierungen und gewissen Erwartungen an Regelmäßigkeiten, etwa des Tagesrhythmus.

Vom 3. bis 7. Lebensmonat kommt es zur Feinabstimmung der Rhythmen zwischen Mutter und Kind, es ist die Zeit der Lächelspiele. Neurologisch durchaus bedeutsam ist, dass diese Interaktionen auch für die Ausbildung der autonomen Regulation des Nervensystems relevant sind (Gabbard u.a. 2008; Jurist, Slade & Bergner 2008; Lehmann 2002). Das Kind ist mit einem Anderen „in a certain way“ (D. Stern) zusammen.

Während des 8. bis 18. Monats dämmert Intentionalität auf, das verfeinerte Affekt-Attunement zwischen Mutter und Kind reift zu Vorgängen gemeinsam geteilter Aufmerksamkeit. Das Kind macht von der „imperativen Geste“ Gebrauch: Es will die Aufmerksamkeit der Mutter auf etwas lenken so, wie es vorher der mütterlichen Aufmerksamkeitsrichtung gefolgt ist. Das Kind be-

greift, dass es die mentalen Zustände der Mutter beeinflussen könnte, weil es für diese Unsichtbarkeiten nun einen Sinn entwickelt. In dieser Zeit spielen Als-Ob- und Äquivalenzmodus ihre entscheidende Rolle. Das eigene Selbst wird empfunden, eigene und fremde Erlebenszustände werden – obwohl unsichtbar – als subjektiv bedeutsam integriert. Das Kind ist auf die Seele des Anderen neugierig – aber das bietet auch die problematische „Chance“ der Entwicklung eines „alien self“, von dem Bateman und Fonagy sprechen. Als „fremd“ kann hier nämlich das verinnerlicht werden, was die Mutter sich vom Seelenleben ihres Kindes vorstellt. Im Kern des Selbst entsteht dann Entfremdung, wie der klassische Ausdruck dafür wohl hieß: Gemeint ist etwas wie Winnicotts „falsches“ Selbst, der Ausdruck „alien self“ entlastet diese Vorstellung von den moralischen Implikationen und bringt das Überfremdende aus solcher Intersubjektivitätserfahrung prägnant auf den Begriff. Psychische Realität wird, was intersubjektiv geteilt werden konnte.

Während des 19. bis 24. Lebensmonats stehen Spracherwerb und die Ausbildung der Fähigkeit, etwas zu erzählen, im Vordergrund. Narrationen sind nicht Abbilder, sondern informieren mehrfach zugleich über den Selbstzustand des Erzählenden, über die Kompetenz der Beherrschung eines narrativen Formats und schließlich darüber, wie das Erzählte kognitiv und affektiv bewertet wird. Narrative Formen geben dem Erlebten Sinn. Affekte avancieren zu interpretierten Gefühlen, das eigene Selbst rückt in deren Zentrum ein. Das Rollenspiel ermöglicht den spielerischen Umgang und die Zuschreibung an andere. Dann ist das Kind im Als-Ob-Modus. „Der gewaltige Fortschritt besteht darin, daß jetzt zwei Realitäten ins Auge gefaßt werden können, die tatsächliche und die gespielte“ (Köhler 2004, S. 170).

Ab etwa dem 42. Lebensmonat verstärkt sich das Symbolspiel, also der spielerische Umgang mit der Realität. Hier kommt der Als-Ob-Modus des Spiels zum Zuge und das ermöglicht den weiteren Ausbau der Fähigkeit, sich in zwei Bezugsrahmen gleichzeitig zu bewegen.

Diese Fähigkeit, in zwei Bezugsrahmen zugleich zu denken, fördert ab dem 54. Lebensmonat die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, zur Empathie. Köhler aber sieht hier, dass damit auch die zum Betrügen und Täuschen entwickelt wird (Wilkinson & Hough 1996). Die Fähigkeit zu täuschen setzt nicht die Leitdifferenz von „Innen/Außen“, sondern die von „Sichtbar/Unsichtbar“ voraus. Das ist anders als bei Primaten, die das sichtbare Verhalten von Artgenossen zu beeinflussen versuchen; Kinder hingegen, die eine „theory of mind“ ausgebildet haben, versuchen Einfluss auf die Absichten anderer zu nehmen, etwa auch, indem sie eigene Absichten für andere unsichtbar werden lassen oder diese verstellen. Dieser Aspekt einer „unsichtbaren Lebenskunst“ wäre für die entsprechende „-lehre“ noch zu entwickeln.

Klinische Folgen

Köhler nimmt nach der Darstellung dieser Entwicklungslinie – deren Datierungsangaben selbstverständlich mit großen individuellen Spielräumen zu verstehen sind – Bezug auf das wachsende Zeiterleben, das Grundlage für das Entstehen eines autobiographischen Selbst wird: es kann sich erinnernd in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verorten.

„Zug um Zug damit schwindet die infantile Amnesie [...] Wenn man sich nun klar macht, dass das Alter von 4-5 Jahren genau das ödipale Alter ist, kann man sich vorstellen, warum Freud zu seiner Zeit Recht hatte, als er sagte, mit dem Ödipus fange alles an. Im ödipalen Alter fängt, neben anderen Aspekten der psychischen Entwicklung, auch die mentale Geschichte eines in der Zeit erstreckten Selbst an.“

So schließt sie die Mentalisierungsvorgeschichte an die klassische Theorie an. Dennoch ergeben sich erhebliche praktische Folgen. Klinisch könnte das beispielsweise die Folge haben, dass wir Wutanfälle eines Kindes nicht mehr mit dessen Aggression oder gar mit dessen Todestrieb erklären, sondern den Wutanfall als *Reaktion* auf ein Ereignis auffassen, das für uns vielleicht noch nicht, in jedem Fall aber für das Kind sichtbar war. Diese Forderung hatte Bowlby (1961, 1973) erhoben. Eine Psychoanalytikerin (Kreuzer-Haustein 2008) hatte erst in der Supervision bemerkt, dass sie den Namen ihres Patienten öfter vergaß – und sie erklärte sich das mit der Projektion von negativen Introjekten seitens ihres Patienten in ihr Innenleben. Solche Erklärungen verlieren an Überzeugungskraft; der Abwehrvorgang der projektiven Identifizierung kann überhaupt nur angenommen werden, wenn man die Innen-Außen-Unterscheidung naturalistisch ansetzt (Grefe & Reich 1996). Nur dann kann man dem Patienten das „Böse“ (das Namensvergessen) zuschreiben als Folge „unterer“ Kräfte. Die neue Unterscheidung von Sichtbarem und Unsichtbarem müsste therapeutisch anders gehandhabt werden, nicht in der Zuschreibung des „Bösen“ an den Patienten auslaufen (Schafer 1985). Was sich als ein wirkliches Defizit erweist, ist das Fehlen genauer Transkripte als empirische Basis einer solchen Hypothese. Untersuchungen an Sexual-Straftätern (Buchholz, Lamott & Mörtl 2008) haben gezeigt, wie eine solche Abwehr an Transkripten genau rekonstruiert werden kann.

Perspektiven der Lebenskunst

Ich habe die Mentalisierungstheorie von Peter Fonagy ausführlich dargestellt, weil ich die Umstellung auf eine neue Leitdifferenz dokumentieren wollte. Ich sehe die neuen, für Lebenskunstorientierungen wichtigen Folgen: Mutter und Kind, Selbst und Anderer beziehen sich nicht individualistisch aufeinander, sie leben immer schon in einer gemeinsamen Welt, aus der heraus sie als Individualitäten erst „emergieren“. Die Suche nach einem „innen“ angenommenen „wahren Selbst“ als ein internalistisches Zentrum muss, da es zugleich als un-erreichbar sich verbirgt, in eine epistemische Verzweiflung führen. Davon befreit die neue Leitdifferenz, die das Selbst als zwar unsichtbar, aber in seinen Handlungen erkennbar annimmt. Die Handlungen artikulieren eine idiomatische Form des Selbst, die ihrerseits individualisierende Mitteilung ist. Jeder grüßt anders, verabschiedet sich anders, liebt anders, streitet anders, argumentiert – dies alles aber in beschreibbaren kommunikativen Formen, in die individuelle Noten eingraviert werden. Wie man, so bei Balzac zu lesen, einer Dame die Blumen überreicht, hat unbedingt der Form zu genügen. Doch die Worte können einen Ton enthalten, die Dame die entgegengestreckte Hand eine Sekunde länger als nötig festhalten und so artikuliert sich in der Form das Idiom des Selbst. Das wurde als „fleurter“ im Französischen beschrieben und daher leitet sich das englische „flirt“ ab. Das Selbst ist nicht „hinter“, es ist „in“ seinen Handlungen selbst dann, wenn es sich verbirgt, weil die Maskierung ja auch eine individuelle Handlung ist, die sich mitteilt. Eine Selbsterkenntnis hingegen, die nur introspektiv begründet würde, könnte nie zur Konversation mit anderen gelangen. Ihr müsste die soziale Dimension des Menschlichen als Entfremdung vom wahren Selbst verteuft werden.

Ohne Affekt freilich und ohne die den Affekt ebenso artikulierende wie regulierende Interaktion macht die Rede von Selbst und Anderer keinen Sinn. Wir erhalten so einen neuen, interaktiven Symbolbegriff, der auf bestimmten emotional-kognitiven Fähigkeiten wie dem „intention reading“ aufbaut und die soziale Dimension des Menschlichen mit beträchtlichen Folgen für die Therapeutik aufwertet.

Der Primat des Bildes bzw. des Imaginären bleibt. Selbst in vorsprachlichen Interaktionen kann man die Metapher erkennen, auch wenn sie nicht *als* Metapher formuliert wird. Nicht ein naturhafter Determinismus „von unten“ hat uns im Griff und auch nicht ein idealistischer Determinismus „von oben“. Vielmehr werden unsere Phantasiepotentiale gebildet in leiblichen Interaktionen und dort werden auch deren Begrenzungen erzeugt. Es könnte eine Frage des alltäglichen wie des politischen Überlebens sein, die Intentionen anderer angemessen „lesen“ zu lernen, selbst wenn diese intransparent gemacht werden sollten. Es kommt nicht nur darauf an, die Welt zu verändern, sondern sie angemessen richtig zu interpretieren.

Die zuletzt angesprochene Fähigkeit, Intentionen anderer angemessen zu lesen, ist das, was für die Lebenskunst in therapeutischer Praxis entscheidend wird. Den Aufbau und die Rekonstruktion dieser Fähigkeit genau zu verstehen, ist eine neue therapeutische Kompetenz, zu der hier einige theoretische Mittel auf der Basis einer neuen Leitdifferenz vorgestellt wurden.

Aber auch in anderen Feldern könnte sich die paradigmatische Umstellung als hilfreich erweisen: Die Debatte um Kinderkrippen und frühe Säuglingserziehung könnte davon profitieren; die reale Interaktion von Betreuerinnen und Kleinkindern könnten im Detail analysiert werden, statt nur den Betreuerschlüssel als Maßstab für die „Qualität“ einer Einrichtung anzusetzen. Menschen, die Gewalttätern begegnen, könnten zumindest in einem gewissen Umfang geschult werden, deren Absichten zu erkennen und schützend damit umzugehen lernen, etwa indem sie v.a. verstehen, was sie am ehesten zu unterlassen haben.

Wenn wir davon ausgehen, dass das Gerede in Talk-Shows nicht geringe Effekte für die Ausbildung einer Alltagspsychologie hat, dann könnte eine solche Therapietheorie ihrerseits Einfluss nehmen und die spekulativen Redeströme über „das Böse“, die „Abgründe“ ebenso begrenzen wie umgekehrt die Inflationierung des Trauma-Diskurses (Rudolf 2012; Stoffels & Ernst 2002). Menschen müssten sich nicht mehr als „Opfer“ präsentieren, wenn ihnen Mitgefühl fehlt; Minderheiten müssten nicht mehr in Opferkonkurrenzen eintreten, die immer einen Wettkampf im Nachweis darum darstellen, wem es am schlechtesten geht. Der ist dann der Gewinner. Eine solche paradoxe Kommunikation könnte eingedampft werden.

Dies alles und mehr könnte aus einem solchen Paradigmenwechsel resultieren.

Literatur

- Allen, John G., Fonagy, Peter & Bateman, Anthony W. (2011): *Mentalisieren in der psychotherapeutischen Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bateman, Anthony & Fonagy, Peter (2004): *Psychotherapy for Borderline Personality Disorder*. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Buchholz, Michael B. (1992): Die Übertragung, in: *Forum der Psychoanalyse* 8, S. 165-168.
- Buchholz, Michael B. (2013): Embodiment. Konvergenzen von Kognitionsforschung und analytischer Entwicklungspsychologie, in: *Forum der Psychoanalyse* 29, S. 109-128.
- Buchholz, Michael B. & Gödde, Günter (2013): Balance, Rhythmus, Resonanz – auf dem Wege zu einer Komplementarität zwischen „vertikaler“ und „resonanter“ Dimension des Unbewussten, in: *Psyche – Z Psychoanal* 67, H. 9/10, S. 1-36.

- Buchholz, Michael B., Lamott, Franziska & Mörtl, Karin (2008): *Tat-Sachen. Narrative von Sexualstraftätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Cassirer, Ernst (1994): *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*, 8. Aufl. Sonderausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Cavell, Marcia (1997): *Freud und die analytische Philosophie des Geistes. Überlegungen zu einer psychoanalytischen Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Chappell, Pete F. & Sander, Louis W. (1979): Mutual regulation of the neonatal-maternal interactive process: context for the origin of communication, in: Bullowa, Margaret (Ed.): *Before speech. The beginning of interpersonal communication*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 89-110.
- Dornes, Martin (2004): Über Mentalisierung, Affektregulierung und die Entwicklung des Selbst, in: *Forum der Psychoanalyse* 20, S. 175-200.
- Drew, Paul & Walker, Traci (2009): Going too far: Complaining, escalating, and disaffiliation, in: *Journal of Pragmatics* 41, S. 2400-2414.
- Fischer, Julia (2012): *Affengesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Fonagy, Ivan & Bérard, Eva (2006): Functions of Intonation, in: Kawaguchi, Yuji, Fonagy, Ivan & Moriguchi, Tsunékazu (Eds.): *Prosody and syntax. Cross-linguistic perspectives*. Philadelphia, PA: J. Benjamins Pub, S. 19-46.
- Fonagy, Ivan & Fonagy, Peter (1995): Communication with Pretend Actions in Language, Literature and Psychoanalysis, in: *Psychoanalysis and Contemporary Thought* 18, S. 363-418.
- Fonagy, Peter (2006): The Mentalization-Focused Approach to Social Development, in: Allen, John G. & Fonagy, Peter (Eds.): *Handbook of mentalization-based treatment*. Chichester, England, Hoboken, NJ: Wiley, S. 53-100.
- Fonagy, Peter, Gergely, György, Jurist, Elliot L. & Target, Mary (2004): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gabbard, Glen O., Miller, Lisa & Martinez, Melissa (2008): A Neurobiological perspective on Mentalizing and Internal Object Relations in Traumatized Borderline Patients, in: Jurist, Elliot L., Slade, Arietta & Bergner, Sharone (Eds.): *Mind to Mind. Infant Research, Neuroscience and Psychoanalysis*. New York: Other Press, S. 202-225.
- Garrod, Simon & Pickering, Martin J. (2009): Joint Action, Interactive Alignment, and Dialogue, in: *Topics in Cognitive Science* 1, S. 292-304.
- Givón, Talmy (2005): *Context as other minds: The pragmatics of sociality, cognition, and communication*. Amsterdam, Philadelphia, PA: John Benjamins Pub.
- Grefe, Joachim & Reich, Günter (1996): „Denn eben, wo Begriffe fehlen ...“. Zur Kritik des Konzeptes „Projektive Identifizierung“ und seiner klinischen Verwendung, in: *Forum der Psychoanalyse* 12, S. 57-77.
- Jurist, Elliot L., Slade, Arietta & Bergner, Sharone (Eds.) (2008): *Mind to Mind. Infant Research, Neuroscience and Psychoanalysis*. New York: Other Press.
- Kant, Immanuel (1790): *Kritik der Urteilskraft*. Hrsg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften. Band V. Berlin 1907.
- Kant, Immanuel (1798): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hrsg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften. Band VII. Berlin 1917.
- Köhler, Lotte (2004): Frühe Störungen aus der Sicht zunehmender Mentalisierung, in: *Forum der Psychoanalyse* 20, 158-175.
- Kreuzer-Haustein, Ursula (2008): Feindselige Gegenübertragungen und die Aggressionskonzepte des Analytikers, in: *Psyche - Z Psychoanal* 62, S. 525-551.
- Kupetz, Maxi (2013): Verstehensdokumentation in Reaktionen auf Affektdarstellungen am Beispiel von „das glaub ich“, in: *Deutsche Sprache* 13, S. 72-96.

- Lehmann, Dietrich (2002): Das Mentale und die funktionellen Zustände des Gehirns: zu den Atomen des Denkens, in: Giampieri-Deutsch, Patrizia (Hrsg.): *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften, Band 1: Europäische Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 123-142.
- Nietzsche, Friedrich (1878): Ecce homo, in: *Kritische Studienausgabe (KSA)*, Band 6, hrsg. v. Giorgio Colli & Mazzino Montinari. München: dtv 1999, S. 255-374.
- Pfänder, Stefan & Gülich, Elisabeth (2013): Zur interaktiven Konstitution von Empathie im Gesprächsverlauf. Ein Beitrag aus der Sicht der linguistischen Gesprächsforschung, in: Breyer, Thimo (Hrsg.): *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 433-457.
- Pickering, Martin J. & Garrod, Simon (2006): Alignment as the Basis for Successful Communication, in: *Research on Language and Communication 4*, S. 203-228.
- Plantin, Christian (2004): On the Inseparability of Emotion and Reason in Argumentation, in: Weigand, Edda (Ed.): *Emotion in dialogic interaction. Advances in the complex*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamin Pub., S. 265-277.
- Rudolf, Gerd (2012): Opfer-Überzeugungen. Die „neuen“ Störungsbilder – Faszination und Schwierigkeiten, in: *Forum der Psychoanalyse 28*, S. 359-372.
- Sadler, Lois, S., Slade, Arietta & Mayes, Linda C. (2006): Minding the Baby: A Mentalization-Based Parenting Program, in: Allen, John G. & Fonagy, Peter (Eds.): *Handbook of mentalization-based treatment*. Chichester, England, Hoboken, NJ: Wiley, S. 272-288.
- Schafer, Roy (1985): Die Handlungssprache – eine Alternative zur Metapsychologie, in: *Psyche – Z Psychoanal 39*, S. 961-980.
- Stoffels, Hans & Ernst, Cecile (2002): Erinnerung und Pseudoerinnerung. Über die Sehnsucht, Traumaopfer zu sein, in: *Nervenarzt 73*, S. 445-451.
- Thau, Susan N. (2004): Dialogue of Unconscious: Conversations We Have Without Our Knowledge, in: *Int. Forum Psychoanalysis 13*, S. 114-120.
- Tomasello, Michael (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Twemlow, Stuart W. & Fonagy, Peter (2006): Transforming Violent Social Systems into Non-Violent Mentalizing Systems: An Experiment in Schools, in: Allen, John G. & Fonagy, Peter (Eds.): *Handbook of mentalization-based treatment*. Chichester, England, Hoboken, NJ: Wiley, S. 289-306.
- Wilkinson, Sallye & Hough, George (1996): Lie as Narrative Truth in Abused Adopted Adolescents, in: *The Psychoanalytic Study of the Child 51*, S. 580-596.
- Winnicott, Donald W. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.